

Zeitschrift: Allgemeine schweizerische Militärzeitung = Journal militaire suisse =
Gazetta militare svizzera

Band: 63=83 (1917)

Heft: 9

Artikel: Der Offizier als Erzieher und die neueste schweizerische Literatur
(Schluss)

Autor: [s.n.]

DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-33501>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 14.05.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

hat. Sie hat ja auch, wenigstens während des aktiven Dienstes, alle Rechte, die sie im Interesse unseres Vaterlandes braucht. Darum liegt in jenen Angriffen auch eine bedenkliche Undankbarkeit dem Bundesrate, der Armeeführung und allen Wehrmännern gegenüber, die durchschnittlich zwölf bis fünfzehn Monate aktiven Dienst geleistet und damit ihrem Vaterlande persönliche Opfer gebracht haben. Ich bin auch sicher, daß jene Angriffe sofort wieder verstummen würden — selbst von antimilitaristischer Seite — wenn die ernste Lage des August 1914 für unser Land wiederkehren sollte, was wir nicht hoffen wollen, oder, wenn unser Vaterland gar in den Strudel des Weltkrieges doch noch hineingerissen werden sollte.

Der Offizier als Erzieher und die neueste schweizerische Literatur.

(Schluß.)

Sobald der Erzieher irgend ein unvorschriftsgemäßes Mittel anwendet, so versündigt er sich gegen das Höchste, was wir kennen, gegen die uns vorgesetzte Autorität. Das fühlt und weiß der Mann im Glied ganz genau — Disziplin gegen unten verlangt Disziplin nach oben! Das darf nie vergessen werden, sonst entsteht in der Truppe gar leicht jener „Geist, der stets verneint“, wenn er sich irgendwie rühren kann, und daraus wird sich leicht jenes Unbehagen entwickeln, das schließlich die eingangs genannten Folgen haben muß. Wozu soll die soldatische Erziehung führen? Doch zu nichts geringerem als zum Kriegsgenügen. Der Mann soll freudig sein Leben in die Schanze zu schlagen bereit sein, freudig und gerne. Unrichtige Erziehung aber zeitigt diese Freudigkeit nie und nimmer, das muß sich jeder Erzieher stets vor Augen halten. Nur dann wird er dem entsprechen können, was Wolf Horstmann in dem eigenartigen Roman von Marie Steinbuch „Eva Thorring“ (Huber & Co., in Frauenfeld) vom Soldaten fordert, einem der hervorragendsten Bücher der jüngsten Zeit. Er sagt nämlich: Aber stark und ehrenvoll muß der Mann sein, der töten will. Das Töten ist die erste der schweren Aufgaben — das Sterben, das vornehme Sterben — die zweite! So sollte jeder seine Seele prüfen, auf daß sie rein und stark dem Sterben ins Antlitz sehen kann, von dem er nicht weiß, ob es an ihm vorübergeht! . . . Was ist Krieg anderes, als Tod und Vernichtung? — ein gewaltiges Ringen, ein noch gewaltigeres Sterben! . . .

Das eben ist: auf das vornehme Sterben muß der Offizier seine Soldaten vorzubereiten verstehen, dann werden ganz sicher keine Klagen mehr laut, dann wird alles Auf-den-Scheinhinarbeiten gewissermaßen automatisch verschwinden, der Mann wird an seiner Selbsterziehung, ohne dazu gezwungen werden zu müssen, feilen, sich selber zur Mannhaftigkeit erziehen wollen, niemand wird über unrichtige Behandlung zu jammern haben, unschöne Titulaturen verschwinden vom Übungsplatz von selber, auch der letzte Unmutige wird das Wort „Qual“ verschlucken, die Dienstfreude lebt allerorten neu auf, wird allgemein und macht unsere Einheiten willig zu jeder Arbeit, zur Tat.

Allerdings muß überall, auch beim hintersten und letzten Soldaten der gute Wille dazu vorhanden sein und das blöde wehleidige Wesen endgültig ver-

schwinden, das leider nur zu häufig angetroffen wird, das unmännliche Jammern und kindliche Sichselbstbemitleiden und von andern bemitleiden lassen. Es muß dazu kommen, daß trotz aller Gefäßtheit, trotz aller Todesbereitschaft und Sterbenswilligkeit ein frischer und fröhlicher Geist in der Truppe herrscht, kein kopfhängerischer und trüber, es muß so sein, wie Ernst Eschmann in seiner reizenden „Idylle aus dem großen Kriege“, dem Epos „A d'Gränze!“ (Zürich, Art. Institut Orell Füssli) so herzensfroh singt:

Ja, säb isch nu fertig: was isch

Schöner as Soldateläbe.

Schweri Mörge, liechti Oebig,

Gester det, hüt neime-n-anderst.

Aber immer watz und lustig.

Furt mit eure alte Lire,

Stubehocker hindrem Ofe,

Mit em alte dumme Gräbel,

Wo-n-er i de Chopf verdrehed . . .

Morn, wer weiß scho, wo mer morn sind.

Ime-n-andre hübsche Dörfli . . .

Und do wä-mer wieder juchse,

Juchse lut so lang mer chönned —

Und das isch Soldateläbe! . . .

Das ist, scheint mir, ein Hauptübel: die lange andauernde Mobilisation hat in vielen Soldatenherzen den Grundstein zu jeder ersprießlichen Arbeit, den frischfröhlichen Sinn, beschnitten, ohne den das Soldatenleben gar nicht denkbar ist — Soldatenleben! und das heißt lustig sein, singt das bekannte Lied — und damit jenem wehleidigen und larmoyanten Wesen Eingang verschafft, das überall nur Schatten sieht und sich selber als armen Dulder bemitleidet, gegen den sich die ganze Welt, und natürlich vor allem aus der Offizier verschworen hat, der als Erzieher in erster Linie die personifizierte Menschenliebe sein sollte!

Man verstehe mich nicht falsch: ich habe mehrmals betont, daß wir alle Menschen sind und als solche Sünder, die des Ruhmes mangeln, und daß der Offizier in erster Linie auch Mensch ist, allein das berechtigt doch nicht, aus jedem vorkommenden Fehler einen „Fall“ zu machen, eine „Sensation“, die von der Presse als „Enthüllung“ behandelt wird. Den richtigen Standpunkt scheint mir ein weiteres hier zu erwähnendes Werk zu vertreten, das überhaupt eines der besten, wenn nicht das beste ist, das kürzlich auf diesem Gebiete geschrieben wurde, ich meine „Armee und Volk in ernster Stunde. Gewissensfragen an die Eidgenossen von Oskar Boßhardt“ (Zürich, Arnold Bopp & Co.). Diese Broschüre muß jeder Schweizer lesen. Sie ist auch in französischer Uebersetzung erschienen und untersucht in 10 Kapiteln nach allen Richtungen hin die Gründe der Unstimmigkeiten in unserem lieben Schweizerhaus. Was uns hier beschäftigt, ist im Abschnitt mit der Ueberschrift „Unsere Offiziere“ zu finden.

Er stellt zunächst fest, daß das, was heute dem Offizier vorgeworfen wird, ins Aschgraue geht und meint dann: . . . Während im bürgerlichen und beruflichen Leben Lehrer, Erzieher und Vorgesetzte für ihre guten Werke am Schüler und Untergebenen nicht nur den schuldigen Dank der Zöglinge und ihrer Angehörigen, sondern auch die Anerkennung einer weiteren Öffentlichkeit besitzen, wird der Offizier für die analogen guten Einflüsse, die er in seiner Rolle als Soldatenerzieher auf seine

Leute unstreitbar ausübt, in den seltensten Fällen beim Publikum Beachtung und Beifall finden . . . Das stimmt leider: nur das was gefehlt wird, findet sofort den Weg in die breiteste Öffentlichkeit, wird in der Presse breitgeschlagen und — verallgemeinert. Boßhardt gibt natürlich zu, daß keine Armee frei ist von Elementen, die sündigen: er weiß aber auch, daß gegen solche schon aus dem Grunde von den verantwortlichen militärischen Kreisen vorgegangen wird, weil sie schlimme Feinde der militärischen Sache sind, da unbesonnene Soldatenbehandlung der militärfeindlichen Strömung im großen Publikum Vorschub leistet. Allein das letztere hat kein Recht, sich selber zum Richter aufzuwerfen, weil es die Sachlage ja nie genau kennen kann: . . . Wir haben natürlich unser gutes Recht, uns darüber zu entrüsten, wenn ein Offizier seine Soldaten mißhandelt, ihnen Rohheiten sagt oder unmenschliche Dinge zumutet. Wir werden uns über den empören, der glaubt, er dürfe den freien Bürger, wenn er im bunten Rocke steckt, „zum Sklaven machen“. Denn eine solche Handlungsweise spricht ja den teuersten Prinzipien unserer staatlichen und gesellschaftlichen Existenz Hohn. Wo immer ein Vorgesetzter im Ehrenkleid des Offiziers sich dergleichen Herabsetzungen der persönlichen Ehre des Wehrmanns zuschulden kommen läßt, da soll die militärische Zucht herb einsetzen und auf Grund der Tatbestände eine exemplarische Strafe zur Folge haben. Nun aber kommt der Streit um die Grenze, um das Recht, um das Maß des Zulässigen . . . Hier begegnen wir wiederum dem Vorurteil des freien Schweizers, das je nach Wunsch unbedenklich in militärisch befohlenen körperlichen Anstrengungen und Strapazen eine launische Intrige des Vorgesetzten wittert, der aus Überspanntheit, aus Tyrannei und Unverstand seine armen Soldaten „schindet“. Das Vorurteil, das nur richtet, aber nicht mit sich rechten läßt, das jedesmal die Demokratenrechte angetastet glaubt, wenn man von den Soldaten etwas fordert, das den angenehmen Alltagsbegriff übersteigt. Es braucht nicht einmal das Höchste zu sein. Es genügt, daß ein Kommandant seine Leute gelegentlich ohne in die Augen springende Notwendigkeit ausnahmsweise eine Stunde später zu Tische gehen läßt, um ihn von der guten Gesellschaft zu verabscheuen. Seine Rechtfertigung begegnet derselben Voreingenommenheit, mit der man alles, was aus dem Kapitel „Mannszucht und unbedingter Gehorsam“ kommt, als verpönt abtut . . . Daß auf solche Weise die Wehleidigkeit, die größte Feindin der Erziehung zum Kriegsgenügen gefördert und gemehrt wird, bedenken die Kritiker nicht, sie bedenken auch nicht, daß dem Erzieher seine Arbeit ins uferlose erschwert wird. Und doch sind es sehr oft die besten Patrioten, die es als ihr gutes Recht betrachten, schimpfen zu dürfen, weil das bei uns nun einmal zum guten Ton gehört. Kommt dann aber wirklich etwas ungehöriges vor — und es kommt vor — dann kann der Uneingeweihte überhaupt nicht mehr unterscheiden, was gut und was böse ist. Daß ferner durch solches Gebahren auch alle Erzieher, die es nur gut meinen und die sich alle erdenkliche Mühe geben, es recht und nur recht zu machen, Bleigewichte an die Füße gelegt bekommen, dürfte einleuchten. Denn unter dem Argwohn leiden eben alle. Boßhardt ergeht sich auch über diesen Punkt: Passiert nun wirklich einmal etwas, durch das sich ein Vorgesetzter tat-

sächlich strafbar macht, dann bemächtigt sich das schon vorhandene Mißtrauen mit solcher Unerbittlichkeit und Beharrlichkeit des Opfers, daß am Ende des Liedes an unserem ganzen Offizierskorps kein gutes Haar mehr übrig bleibt. Wären wir nicht von Haus aus gewöhnt, auch noch im Felde danach zu fragen, ob vor allen Dingen der Soldat zu seinem Rechte kommt, so würden die Fälle, da man Offizieren ihr energisches Auftreten übel nimmt, von selber auf das natürliche Maß zusammenschrumpfen. Diese Strenge ist an und für sich nichts anderes als Pflichterfüllung des verantwortlichen Vorgesetzten. Güte und Leutseligkeit sind sicherlich ein nicht zu unterschätzendes Mittel, sich den guten Willen der Soldaten zu sichern. Das Mittel ist aber nur dann von Nutzen, wenn es im gegebenen Moment dem entschlossenen Befehlston, der absoluten, scheinbar bis ans unmögliche grenzenden Forderung Platz macht. Der Verständige wird auch in dieser scharfen Lektion die wohlmeinende Gesinnung des Vorgesetzten für die seiner Führung anvertrauten Leute nicht verkennen. Bei den vielen leichtfertigen Anschuldigungen über entwürdigende Soldatenbehandlung, wie sie im Volksmund ungestraft erhoben und herumgeboten werden, handelt es sich also sehr häufig lediglich um die peinlich gewissenhafte Durchführung der Gebote der Disziplin. Für den nach seinem Gewissen handelnden Vorgesetzten gibt es bei deren Auslegung nur einen Weg, den der Pflicht. Und diejenigen Offiziere, die den Mut haben, ihn geradenwegs zu gehen, sind erfahrungsgemäß nicht die schlechtesten . . .

Junge Offiziere einfach ohne weiteres als Sündenböcke bezeichnen zu wollen, ist sehr bequem, meint Boßhardt, weil man gerne geneigt ist, der Jugend Unverfahrenheit vorzuwerfen, allein der Krieg hat denn doch hinlänglich bewiesen, daß die jugendfrischen mutigen Stürmer sich durch große Tapferkeit auszuzeichnen pflegen; und was den Mangel an pädagogischer Befähigung anbetrifft, so ist dieser nur ausnahmsweise die Schuld großer Jugend eines Offiziers, sondern meist fehlt das Talent. Fast immer hat ein Offizier, für den die Leute durchs Feuer gingen, schon als junger Vorgesetzter durch die Art, wie er sich der Truppe näherte und mit ihr umging, ihr Herz gewonnen . . .

Daß, wenn man auf Schwächen und Blößen förmlich lauert, wie das zur Stunde Mode ist, wenn man dem Erzieher Mißtrauen entgegenbringt und ihn beständig beargwöhnt, sich leicht etwas findet, aus dem man ihm einen Strick drehen kann, ist auch im bürgerlichen Leben zu erkennen: sobald sich zwischen Lehrer und Schüler eine Art latenter Spannung ausbildet, ist jedes ersprießliche Arbeiten unmöglich. Hier liegt der wunde Punkt. Boßhardt fährt wörtlich fort: Wir müssen nicht immer glauben, unseren militärischen Lehrkräften gehe das Verständnis für eine individuelle Erziehungsmethode ohne weiteres ab. Auch ihnen ist sehr wohl bekannt, daß Charaktererziehung bei den Truppen eines der erfolgreichsten Mittel ist, um sie dahin zu bringen, in ihrem Vorgesetzten einen Fürsorger zu erblicken, der es bei aller strenger Zucht gut mit ihnen meint. Die von oberster Stelle auslaufenden Befehls- und Instruktionsfäden orientieren das Erziehungsverfahren in richtiger Erkenntnis des hohen Wertes ganz speziell nach dieser Richtung hin. Die Kunst gelingt dem einen Unter-

fürher besser, dem andern weniger gut, eine Erfahrung, die man auf allen Gebieten menschlicher Lehr- und Erziehtätigkeit machen kann. Die Schwächerbegabten durch unablässige Belehrung und Anleitung auf höhere Stufen zu bringen, ist die tägliche Pflicht höherer Führung, der sie längst nach bestem Wissen und Gewissen nachlebt. Nur so können wir uns mit den Zuständen abfinden, nur so ist ein Auskommen möglich, nur so erzwingen wir den Fortschritt, nicht aber dadurch, daß man den unvollkommenen Vorgesetzten einen Mühlstein um den Hals hängt und das Regime in Bausch und Bogen der Verdammnis überliefert.

Wir haben es sowieso viel schwerer als die Offiziere der stehenden Heere, die nur ihren militärischen Pflichten zu genügen haben, während wir stets im Soldaten den eifersüchtig über sich und seine Kameraden wachenden Bürger berücksichtigen müssen, oder wie ein Vaterlandsfreund meinte: wir müssen immer mit großem Takte versuchen zwischen der Empfindlichkeit des Individualismus und dem fast unbedingten Gehorsam hindurchzuschiffen . . .

Und damit sind wir wieder an der Lehre vom Individualismus angelangt und damit bei einem Kapitel, das man bei uns immer nur ganz einseitig anzuwenden und zu verstehen pflegt. Der Mann im Glied verlangt ihn für sich, der Erzieher aber soll ihn nicht besitzen dürfen, d. h. jedermann erwartet von ihm, daß er eine durch und durch ausgeglichene Persönlichkeit ohne Mängel und Gebrechen, ohne Fehler und Unvollkommenheiten sei. Ist das recht? Ist das konsequent? Darf nur der zu Erziehende Nachsicht verlangen. Eben gerade das ist, was nützt: der Erzieher wirke innerhalb der ihm vom Exerzierreglement und der anderen Vorschriften gezogenen Grenzen auf seine Leute ein, der eine so, der andere anders, wie ihm seine Individualität dies zu leisten gestattet, immer nur das vorgesteckte Ziel vor Augen, das unbedingt erreicht werden muß, aber — wohlverstanden stets im Rahmen der Vorschriften, die unter keinen Umständen gebeugt werden dürfen. Wenn so verfahren wird, dann muß es gut kommen mit Erzieher, Zöglingen und Erziehungsmethode. In einer herrlichen Sammlung von „Skizzen aus dem schweizerischen Grenzdienst von Ordonnanz Bader“, die unter dem Titel „Ich bin ein jung Soldat“ in schöner Aufmachung kürzlich bei Orell Füßli in Zürich erschienen ist und die eine geradezu wohnsame Lektüre bilden, denn dieser Bader entpuppt sich überall als ganzer Kerl, wird uns eine gar feine Geschichte erzählt von einer Kompagnie, die bisher stets „miserabel“ defilierte, ja von der der Brigadier gesagt hat: hoffnungslos! Es war im Tessin, und der Hauptmann Hans Gschwind nahm seine Leute zusammen und erklärte den Soldaten von den italienischen Vogteien und Orten, von ihren Einzelheiten und den Mailänderkriegen, die die Ursache dieses ennetbirgischen Besitzes waren. Dabei verschwieg er ihnen auch nicht ihre eigenen Uneinigkeiten, Zügellosigkeiten und ihren Disziplinmangel sobald es ihnen zu gut ging. Es war eine angenehme halbe Stunde für die Kompagnie, die immer gerne etwas sah und lernte — und als am Schluß der Kompagniekommandant ein Witzlein riskierte und meinte: Es sei halt auch heute noch genau so wie damals, als sich in Bironico die hohen Gesandten zum festlichen Einzug in Lauis rüsteten —

das liebste sei den Schweizern halt von jeher stets gewesen: das „Untertanen regieren“ und das „Festzügleinmachen“ in den Straßen mit Trompetenschall und Fahنشwenken . . . da wußten alle in der Kompagnie was er meinte, und er hatte sie in den Händen, seine Truppe, und er konnte nun mit ihr machen was er wollte. Das spürte er! Als ihm gerade in diesem Augenblicke nun vom Regimentsadjutanten der Befehl überbracht wurde, in einer Viertelstunde müsse defiliert werden, rief er seine Zugführer zusammen, orientierte sie, verbot ihnen aber, der Mannschaft etwas mitzuteilen, ließ den Gewehrgriff ausführen und hielt dann folgende kurze Ansprache:

So, Mannen der zweiten Kompagnie! Jetzt wißt ihr etwas von den alten Eidgenossen! Stellt euch jetzt vor, wir seien sie selber, die alten Eidgenossen, und wir ziehen nun nach Lauis hinab, das ist Lugano, zu Huldigung und Handkuß durch unsere Untertanen. Und denkt, ihr seid die Sieger von Novara und ihr habt soeben hier den König von Frankreich mit einer Friedenskapiulation und einer Million Goldgulden stolz abgewiesen — denkt und spürt und laßt euer Selbstbewußtsein anschwellen, daß es euch die Gurgel heraufdrückt vor Wonne und Hochmut und daß das Pompon, der Brotsack und das zweite Paar Schuhe im Tornister es wissen: Ja, wir sinds! Die hohen Gesandten gan Lauis! Sind wirs etwa nicht? . . . So marschierte die zweite Kompagnie die Straßen hinunter, stolz und schneidig, und es war viel müßiges Volk herum und am Straßenbord, das ihr huldigte. Auch als bei einem Bahnwärterhäuschen an einem Straßenübergang ein Rößlspiel (bekanntlich „ein Stab“ in der Soldatensprache) und etliche breite Bündel ansichtig wurden, da sahen unsere Leute nur die Untertanen, die ihren Landesherren huldigten — und der Brigadier hatte noch nie einen so flotten Taktschritt gesehen und der Regimenter auch nicht!

Dieses liebenswürdige Geschichtchen spricht Bände und bedarf keines weiteren Kommentars.

Und nun zum Schlusse noch eins. Wir hören auch in der Schweiz in letzter Zeit die Luft widerhallen von dem Worte „Militarismus“, der allein schuld sein soll an allem Uebel, der den Offizier dem Soldaten entfremde, der aus dem ersteren statt einen Erzieher einen Tyrannen forme, aus dem infolgedessen alles Unheil fließe. Unter Militarismus versteht man nach Ragaz „nicht etwa die Ausgaben fürs Heer, sondern den Geist, der das Soldatische moralisch höher einschätzt als das Bürgerliche, der eine Soldatenehre besonderer Güte kennt, der dem militärischen Werturteile alle andern rein menschlichen Begriffe unterstellt und sogar unterwirft.“ Mit diesem Begriff setzt sich ein sehr umfangreiches Kapitel des kürzlich bei Orell Füßli in Zürich verlegten großen Werkes „Der Weltkrieg, vorläufige Orientierung von einem schweizerischen Standpunkt aus, von S. Zurlinden“ auseinander, dessen erster Band 532 große Seiten umfaßt. Zurlinden schreibt fast am Kapitelschluß:

Wir haben als Schweizer Demokraten nicht das Militär zu bekämpfen, sondern nur dafür zu sorgen, daß es nicht seinem eigentlichen Zwecke entfremdet, daß es nicht Selbstzweck werde. Das Militär hat wie jede andere öffentliche Institution dem Ganzen zu dienen, sich dem Ganzen einzuordnen, ganz besonders in der demokratischen Republik. Sie darf nicht das

noli me tangere, nicht die ausschließliche Domäne einiger Berufsoffiziere werden, die mit den Soldaten machen könnten was sie wollen, was ihnen beliebt und sich von niemand wollten „drein reden lassen“. Das Militär darf nicht ein Staat im Staate werden. Es darf keine Scheidewand zwischen Militär und Volk aufgerichtet werden, und es darf nicht dazu kommen, daß sich eines Tages das Militär als feindselige Macht gegen das Volk in unserer Mitte kundgebe. Militär und Volk gehören zusammen, und keine Macht soll sich trennend zwischen beide drängen. Gefahr liegt im Verzuge nach dieser Richtung, wenn — wie es den Anschein hat — fremdländischer Militarismus in unsere Armee verpflanzt werden soll. Da der preußische Militarismus bisher die größten militärischen Gewaltserfolge zu verzeichnen hat, glaubte man ihn auch für unsere Armee zum Muster nehmen zu sollen. Der sehr angesehene Berner Redaktor der „Basler Nachrichten“ schrieb seinem Blatte am 29. Juli 1916: Mit Recht wurde im Nationalrate die unschweizerische Art gezeißelt, die sich vielfach bei der Erziehung der Soldaten zeigt und die die Liebe zum Militärwesen bei Tausenden erstickt. Die durch und durch unschweizerische, leider hin und wieder praktizierte Idee, man müsse beim Soldaten, nach einem tatsächlich gebrauchten militärischen Jargon, erst den „Schweinehund“ austreiben bevor er brauchbar werde, findet sich leider immer noch in gewissen militärischen Kreisen. Diese sonderbare Pädagogik hat schon große Verheerungen angerichtet. Sie ist eine Gefahr für die Zukunft des Landes, weil die militärische Opferfreudigkeit dadurch geschwächt oder vernichtet wird. Diese Gefahr erkennt man nicht nur im Volk, sondern zum Glück auch in militärischen Kreisen immer deutlicher und man sucht ihr entgegenzuarbeiten. Das ist auch im Nationalrat geschehen und darf als positive Leistung in Anspruch genommen werden . . .

Jene Idee, man müsse bei unseren Soldaten erst „den Schweinehund“ austreiben, ist echter Militarismus. Mit dem „Schweinehund“ ist der Zivilist gemeint, der aber bei uns nicht bloß Untertan, sondern stimmfähiger Bürger und Mitträger der Souveränität des Landes ist. Gerade das, meint man, solle er im Militär vergessen, man kann da keine „Souveränitätsmucken“ brauchen usw. Der Militarismus ertötet im Wehrmann alles Persönliche, allen eigenen Willen, alle Manneswürde, alles staatsbürgerliche Bewußtsein, um ihn ganz und gar zum blind gehorchenden Werkzeug in der Hand seines Offiziers zu machen. Das ist möglich im monarchisch-absolutistischen Staate, aber nicht in unserem seit Jahrhunderten an Selbstregierung gewöhnten Lande. Es wird nie gelingen, ihm den Militarismus aufzuzwingen — solange wir wenigstens noch Schweizer sind und nicht „mitteleuropäisch“ werden müssen; aber auch dann würde es noch seine Schwierigkeiten haben. Unsere Soldaten werden es nie vergessen und sollen es nie vergessen, daß sie in erster Linie freie Schweizerbürger sind, denen auch ihre militärischen Vorgesetzten mit Achtung zu begegnen haben. Gegenseitige Achtung ist die Grundlage, auf der man in der Republik Männer zu Soldaten erziehen kann . . . Es wird so viel an den Patriotismus des Volkes appelliert, und damit denkt man immer hauptsächlich an die Begeisterung für das Militär und seine Führer, die als der Gradmesser des wahren Patriotismus gilt. Aber höher

als das Militär steht das Vaterland; daß ihm kein Schaden widerfahre, ist die erste Pflicht des Schweizerbürgers — auch des Offiziers . . .

Mit diesem letzten Satz gehen gewiß alle einig, und es erübrigt, das Seziernmesser anzulegen umso mehr als dieser Aufsatz in erster Linie orientieren will und es dem Leser überlassen möchte, zur zitierten Literatur Stellung zu nehmen. Jedenfalls ist sie lehrreich und interessant genug, um ihr näher zu treten, und da jeder Offizier in erster Linie zum Erzieherberuf bestimmt ist, wird er sie studieren und sich mit ihr abfinden müssen nach dem Gebot: Prüfe alles, das Beste aber behalte! Dann werden ganz sicher auch die Unstimmigkeiten verschwinden, und wir werden als ein einzig Volk von Brüdern erscheinen wie je und eh. Zu diesem schönen Werke einen Baustein zu liefern, war der Zweck dieses Aufsatzes: nicht umreißen, sondern aufrichten!

M.

Bücherbesprechungen.

Soldatenbücher. Die Produktion an literarischen Werken ist heute sehr groß, und es hält recht schwer, sich eine Uebersicht zu verschaffen. Neben das rein militärische Buch, das Fachwerk, das irgend ein Gebiet des soldatischen Wissens behandelt, tritt die einfache Erzählung und Schilderung aus dem Kriege, die sicher auch der Nichtsoldat gerne liest. Alle derartigen Schöpfungen auf ihren Wert zu prüfen und zu besprechen, ist in erster Linie Sache des Rezensenten für Militärliteratur. Allein es gelangen auch zahlreiche Sachen auf den Büchermarkt, die kein reines Fachinteresse beanspruchen, auf die aber doch der weniger belesene Kamerad aufmerksam gemacht zu werden ein Recht hat, weil deren Lektüre entweder den vaterländischen Sinn und Geist zu stärken und zu mehr berufen ist oder weil der Autor ein guter Schweizer ist und sich seine Schriften vortrefflich für Soldatenbibliotheken oder Soldatenstuben eignen; vielleicht möchte gar der eine oder andere Leser gerne solchen Unternehmungen etwas schenken, wenn er nur wüßte, was. Wir werden deshalb in Zukunft hin und wieder unter dem Titel „Soldatenbücher“ auf derartige Werke kurz hinweisen. Neben sie tritt die

Indirekte Kriegsliteratur. Darunter sind solche Bücher zu verstehen, die zwar mit dem Kriege selber nicht viel zu tun haben, die aber ohne ihn gar nicht entstanden wären. Einzelne sind hier schon besprochen worden — wir nennen Rud. v. Tavel's „Heilige Flamme“, Paul Bourgets „Des Todes Sinn“. Wir werden auch ihnen unter dem genannten Titel gerecht zu werden suchen, indem wir glauben, den Kameraden damit einen Dienst leisten zu können. H. M.

Zur indirekten Kriegsliteratur gehört eines der schönsten Bücher, das unser Schrifttum sein eigen nennt, ein Buch so voll herrlicher Gedanken, so reich an Ideen, daß man sich nur schwer aus seinem Banne reißen kann. Eine Frau hat es geschrieben, die durch ihre feinen Werke berühmte Schriftstellerin Marie Steinbuch. Ihre „Eva Thorring“ ist eine Gestalt, die fest im Boden wurzelt, deren Schicksal durch den Krieg die entscheidende Wendung erhält. Es ist durchaus kein Frauenbuch in dem Sinne, daß es irgendwie feministische Tendenzen zeigte. Der Verlag Huber & Co. in Frauenfeld hat es vornehm ausgestattet. (Fr. 4.50).

Pages actuelles. 1914—1915. Bloud & Gay, Editeurs, 7 Place Saint-Sulpice, Paris.

Die „Pages Actuelles“ umfassen eine ganze Reihe von Veröffentlichungen kleiner Studien in Broschürenform aus der Feder bekannter französischer und belgischer Männer der Wissenschaft, Redaktoren und Offiziere, sowie hoher Geistlicher. Es seien hier nur Namen wie Mgr. Mignot, Erzbischof von Albi, Henri Bergson von der französischen Akademie, Leon Daudet und Gaston de Wiart, der belgische Justizminister genannt, um an-